

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 154. Bromberg, den 8. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(26. Fortsetzung.)

„Gut," sagte Minna. „Einen Kaufmann nehm' ich nicht, einen Juristen soll ich nicht, ich werd' Diakonissin."

„Das ist ja dummes Zeug", brummte der Vater. „Außerdem bist du nicht mündig, und gebe meine Einwilligung nicht."

„In drei Moanten werd' ich einundzwanzig. Die Zeit kommt schon. Dann tret' ich in Altona in das Diakonissenhaus."

Es war ihr gar nicht besonders ernst mit ihrer Drohung, doch die wirkte. Damit wäre die Geschichte dieser Liebe so unter die Leute gekommen. Und wie sie wohl entstellt wäre.

Paul entschloß sich, durch einen Bekannten Erkundigungen über den Herrn Stolle einziehen zu lassen. — Man konnte ihm nur Gutes nachsagen. Nicht der kleinste Hebel, um ihn bei Minna aus dem Sattel zu heben. Nur eben — er war kein Hamburger, und er hatte nichts.

Heinecken ließ sich den Herrn noch einmal kommen und suchte ihn zum Verzicht auf die Tochter zu bewegen. „Denn sehen Sie mal, Herr Stolle" — hätte er wenigstens einen klangvolleren Namen gehabt — „mitgeben tu' ich meiner Tochter nichts. Das ist nicht Sitte bei uns. Sie bekommt nur eine Aussteuer und später ihr Nadelgeld. Vierhundert Mark im Jahr. Das wäre alles. Wenn Sie gehofft haben —"

Herr Stolle sagte, er hätte gar nichts gehofft. Als Amtsrichter würde er auch in der Lage sein, selber die Kleidung seiner Frau zu bezahlen, wenn sie sich so kleiden würde wie die andern Kolleginnen in kleinen Städten. Und außerdem — seine Eltern wären tot. Ihr netten Möbel ständen noch bei Verwandten in Perleberg. Die genügten ihm.

Das war ja ein ganz gräßlicher Mensch. Minna lachte, als sie von dieser Unterredung erfuhr. Natürlich würde sie dafür sorgen, daß sie ihr Nadelgeld bekam, man brauchte ja noch nicht davon zu reden. Aber daß Martin Stolle so kaltblütig auf jeden Pfennig verzichtete und nur sie selber wollte, das gefiel ihr doch außerordentlich.

„Ihr dürft euch meinetwegen schreiben", sagte Vater Paul endlich. „Und wenn ihr euch zufällig bei deiner Freundin in Wandsbek trefft, da will ich ein Auge zudrücken. Verlobt seid ihr nicht."

„So?" fragte die Tochter. „Schreiben und Treffen, aber nicht verlobt sein? Du bist ja ein netter Vater, Papa. Ganz unmoralisch ist das ja."

„Minna! Schäme dich, wie sprichst du mit mir?"

Sie ging zum Sturmangriff über, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Das war ihm äußerlich peinlich, denn wie alle verlegenen Menschen hatte er für Zärtlichkeiten nichts übrig. Im Grunde, weil sie ihn wehrlos machten. Um nur seine Ruhe zu bekommen, sagte er zu allem Ja. Minna war verlobt. Aber heimlich, ganz heimlich. Und Herr Stolle durfte nur alle vierzehn Tage kommen, und dann mußten sie sich sehr vernünftig benehmen. Martin Stolle entpuppte sich als ein sehr gescheiter, unternehmender Herr. Anna und Dora fanden sich gut mit dem Schwager ab, und Paul begann zu überlegen, ob da nicht Mittel und Wege gefunden werden könnten, diese gräßliche Amtsrichteraussicht in Krotoschin oder Teterow oder Berwalde in angenehmere Hoffnungen zu verwandeln.

Stolle schien ordentlich darin zu schwelgen, seiner Minna auszumalen: „Wenn wir nun erst in Meldorf sitzen, oder in Neustadt. Und du machst mir morgens den Kaffee, und wenn ich im Gericht bin, nähst du deine eigenen Kleider. Du bist ja so geschickt. Du sollst mal sehen, wir legen noch was zurück vom Gehalt. Dein Vater wird sich wundern, wenn wir eines Tages Kapitalisten sind. — Und einen großen Garten haben wir, da arbeiten wir abends zusammen. Bauen unseren Kohl selber, wie die alten, großen Römer. Erdbeeren ziehen wir auch. Und Rosen. Die sollst du nicht entbehren. Ein herrliches Leben wird das."

Minna sagte zu allem Ja. Im stillen dachte sie: Wollen es abwarten, mein Junge. Meine Kleider nähe ich mir ganz gewiß nicht selber.

Mutter Minna machte bei diesen Unterhaltungen ein Zahnwehgesicht, und Vater Paul scharrte mit den Füßen.

Paul Anton aber, der den Schwager bewunderte, bekam glänzende Augen. Doch ein Mensch, der ganz genau wußte, was er wollte, und sich nicht beirren ließ. Verlobte sich mit Minna Heinecken, bekam sie zur Braut und verlangte, daß man seine mäßigen Zukunftsaussichten als großes Los ansehen sollte. Alles mit immer gleicher Siegermiene.

Er war nun siebzehn geworden, und kurz vor Ostern fragte der Vater: „Also, um einmal über deine Zukunft zu sprechen, ich denke, du lernst bei Sprekelsen und Soltau."

„Ich möchte bei Godeffroy lernen."

„Was? Was möchtest du? Was ist das wieder für ein Unsinn."

„Ich möchte in einem fremden Geschäft lernen, nicht bei den Verwandten."

„Denkst du, ich kann nur so hingehen zu Godeffroy und sagen: Bitte, nehmen Sie doch meinen Sohn als Lehrling? Den kennen so viele, da sind die Stellen schon Jahre vorher besetzt."

„Er w—war doch mit Großpapa befreundet, da w—wird er schon ja sagen."

„Ich weiß nicht, was das mit euch Kindern ist. Immer wollt ihr anders, als man es für gut einsieht. Erst Anna, dann Minna, nun du. Das schlag' dir nur aus dem Kopf."

Paul antwortete nicht. Er ging zu Adelheid, und die, als sie Herrn Godeffroy auf einem Diner traf, wußte ihn für den Stiefenkel zu interessieren. Sie sprach zu ihm über die heimlichen Wünsche und Hoffnungen des Jungen, und wie sie in ihm den Erben alles dessen erhoffe, was einmal in ihrem Manne Gestalt gewinnen wollte.

Paul Anton bekam die Lehrstelle.

Wie ein Sieger ging er umher.

Sogar Fritz hatte er geschlagen. Der war bei Meißner und Schmiedekampf, Chinawaren-Import. Gut und angesehen, aber ein Haus wie viele. Und er, Paul Anton, der oft Gehänselte und Belachte, saß am Pult in dem großen berühmten Haus, das seine Fäden über die ganze Welt laufen ließ.

Herrn Stolle wurde es zuwider, nur alle vierzehn Tage in das schwiegerelterliche Haus kommen zu dürfen. Er fand einen Grund zu häufigerem Zusammensein. Es sollte eine Gesellschaft gegeben werden, und Minna schlug der Mutter vor, man wolle doch dazu eine kleine Sache einstudieren und die am Abend aufführen, das gebe ein bißchen Abwechslung im Vergnügen. Sonst seien diese Abfütterungen doch recht ledern. „Und Großmama sagt, das sollten wir nur tun, sie freute sich schon darauf."

Also, wenn Adelheid das für gut einsah, konnte man den Kindern das Vergnügen wohl gönnen.

„Was wollt ihr denn aufführen?"

„Als verlobt empfehlen sich, das ist nett. Da spielen wir drei Schwestern und Bernhard Heineckens und Martin."

„Herr Stolle? Wenn das Vater nur recht ist."

„Ich werd' es ihm schon mundgerecht machen. Theaterspielen kann man doch zusammen, dabei ist doch wirklich nichts. Und dann wollen die drei andern Körners Gouvernante aufführen."

„Wieso? Wer will das?"

„Paul Anton und Fritz Sprekelsen und Elsie Soltau."

„Die Gouvernante? Das sind doch drei Damenrollen."

„Das denken Sie sich gerade so himmlisch. Paul spielt die Gouvernante, Tante Anna gibt ihm von ihren Kleidern und Hauben, und Fritz und Elsie spielen die jungen Mädchen."

„Elsie ist doch erst vierzehn."

„Ach, Mama, die ist pfiffig für zwanzig, die wird das schon machen. Und die eine Freundin, die sich als Student verkleidet, die macht Elsie, sie will zu gern mal als Herr auftreten."

„Wir haben es alle zusammen gestern abend bei Großmama besprochen. Sie sagen alle, es wird famos."

„Ihr alle? Bei Großmama? War Herr Stolle denn auch da?"

„Ja, Martin war auch da. Großmama hat ihn eingeladen, sie zu besuchen. Und er nennt sie schon Großmama, und sie ist gar nicht so steif mit ihm wie ihr."

Minna war ihren Töchtern in keiner Weise gewachsen. Natürlich übten sie sich die beiden Stücke ein.

Fritz und Elsie waren Feuer und Flamme. Paul Anton sagte nicht viel, aber er glänzte vor innerer Freude. Im Grunde machte er zu gern vergnügliche Dinge mit, wenn man ihn nur nicht hänselte wegen seiner Langsamkeit. Zwar die Leseprobe war ein verzweifelter Fall. Er fiel über die harmlosesten Worte. Er stotterte wie nie im Leben, im Bewußtsein, daß all die andern zuhörten, und wenn einer von denen so frisch und flott seinen Part herunterlas, beneidete er ihn glühend.

„Das schadet nichts, wenn du auch mal bei der Aufführung anstößt", tröstete Adelheid ihn, als er ihr am nächsten Tag über den Weg lief und sein Leid klagte. „Alte Gouvernanten dürfen gern mal stottern. Das wirkt dann noch besonders amüsant. Die Zuhörer denken, das soll so sein."

„Nein," sagte er in seiner zähen Art, „das soll nicht so sein. Ich will es ebenso gut machen wie die andern. Das wollen wir doch mal sehen, ob ich das nicht kriege."

Doch bei der ersten Probe dasselbe Lied.

Dann fiel es Adelheid eines Abends, als sie noch spät aufgesessen, auf, daß im Giebel von Pauls Hause noch Licht war, noch nach zwölf. Was hatten die Mädchen so spät noch mit Licht zu tun? Sie waren natürlich eingeschlafen und hatten es nicht gelöscht. Dabei konnte einmal Feuer entstehen.

Sie sagte es am andern Morgen zu Dora.

„Das sind nicht die Mädchen", lachte die. „Das ist Paul. Wir haben ihn auf den Boden verbannt, unten war es nicht mehr mit ihm auszuhalten. Den ganzen Abend sitzt er und übt seine Rolle. Jedes Wort, jeden Satz, jeden Vers. Schwierige Worte zwanzigmal hintereinander. Wir hörten es durch die ganze Wohnung. Anna, die doch abends fürs Seminar arbeiten muß, sagte, sie würde verrückt dabei. Er hat sich das in den Kopf gesetzt, gerade so flott und gut zu spielen und zu sprechen wie Fritz. Na, mich soll wundern, wie das wird. Ist er nicht ein verrückter Bengel, Großmama?"

„Ein ganzer Kerl ist er", sagte Adelheid ernst. „Und die jetzt über ihn lachen, die ziehen noch einmal den Hut vor ihm ab, mein Kind, ihr Schwestern zuerst. Der weiß, was er will, und weil er so fest will, so unbeirrbar, so wird er es auch erreichen."

„Ein Welthaus will er bauen", kicherte Dora. „Fritz hat es einmal verraten. Paul ein Welthaus!"

Fünfmal probten sie, erst jede Gesellschaft für sich, dann zweimal alle zusammen. Und wie die Augen groß wurden, als auf der Generalprobe Paul nicht ein einziges Mal stotterte. Seine Rolle saß wie eingehämmert im Kopf. Jede Silbe konnte er im Schlaf sagen. So brauchte er nur auf die Sprache zu achten. Wie er geübt hatte. Hier mußt du Atem holen. Hier mußt du die Stimme sinken lassen, daß die Zunge sich nicht an dem vertrackten W stößt. Hier schiebst du eine kleine Pause ein, heuchelst Entsetzen oder Erstaunen, dann geht es wieder flott vorwärts.

Damit ihn die unbehagliche Kleidung nicht störe, trug er sie schon tagelang abends in seinem Zimmer. Sie saß ihm endlich ganz bequem. Brausender Beifall wurde gerade ihm am Aufführungsabend, so gut auch Fritz und Elsie spielten.

„Hab' ich gestottert?" fragte er hinterher, sich zur Großmutter gesellend.

„Famos hast du deine Sache gemacht." Sie strich ihm liebevoll über die Hand. „So gut hab' ich es nicht erwartet, mein Junge. Wenn du alles im Leben so anfaßt —"

„Ach dies, dies w—war doch nur Spielerei. W—wenn es erst mal Ernst wird —"

Sie mußten ihr Stück bald darauf noch einmal im Soltauschen Hause bei ähnlicher Gelegenheit wiederholen, dann wollte Elsie, die großen Geschmack an der Sache gefunden, ein neues beginnen.

Ihre Mutter schob einen Riegel vor.

Um diese Verweigerung weiterer Aufführungen setzte es harte Kämpfe.

„Du tust so nichts in der Schule", sagte Mercedes. „Die Lehrerinnen klagen über deine Trägheit und Flüchtigkeit."

„Ach, die alten Eulen klagen immer."

„Respektlos bist du wie kein anderes Mädchen. Ich will solche Worte nicht wieder hören. Bis du konfirmiert bist, hört diese Theatergeschichte auf. Nachher will ich nicht immer dagegen sein."

Selten sprach die Mutter so bestimmt. Tat sie es, so mußte Elsie ducken. Denn in solchem Fall hatte Frau Mercedes ihren Mann hinter sich. Aber maulen tat Fräulein Elsie acht Tage lang.

Paul, der es nicht ertragen konnte, sie übler Laune zu wissen, an ihm ließ sie die auch mit Vorliebe aus, suchte all sein sorgsam gehegtes Taschengeld zusammen und kaufte ihr heimlich ein ganz feines goldenes Halsband, venezianische Arbeit, mit niederfallenden Kettchen, an denen goldene Korallen hingen. Sie hatte das einmal bei einer Freundin gesehen und sich gewünscht.

„Paul," schrie sie, als er es ihr im Garten zusteckte, „Paul! Paula! Paul A. Du bist doch der beste. Ich könnt' dir einen Kuß geben, Menschenskind." Paul wurde ganz rot. „Dies Kettchen. Gerade so, wie ich es immer haben wollte. Wie kommst du dazu?"

„Weil du in der letzten Zeit so verstimmt bist. Daß du w—wieder lachst."

„Du bist ein rührender Kerl. Wahrhaftig, das bist du. Fritz hätt' das nicht getan. Woher hast du so viel Geld gehabt?"

„Ich hatte mir was gespart. N—un laßt man. Wenn du dich nur fr—freust."

„Ganz kolossal freu ich mich. Das trag ich immer heimlich unterm Kleid. Sonst fragen sie mich gleich, wo ich dies her hab'. Das geht niemand was an."

„Meinetwegen kannst du es r—ruhig sagen." Aber im stillen war es ihm doch ganz recht, ein Geheimnis mit ihr zu haben.

Sie hängte es um und schob es unter den Blusenkragen. Da verschwand der glänzende Schmuck. Ihre Hand aber blieb auf dem Hals liegen, als müßte sie das Kleinod hüten.

„Wenn ich die Hand da so hinleg, Paula, dann freu ich mich. Dann darfst du dich mit mir freuen."

„Ja, Elsie." Es saß ihm in der Kehle. Achtzehn Jahre war er. Sein junges Blut regte sich, und Elsie war ihm der Inbegriff aller Holdseligkeit. Aber ihr das sagen — Wenn er stecken blieb — wenn sie lachte —

„Komm," sagte sie gnädig, „wir wollen schaukeln. Du sollst mich schwingen."

Es war ein Sonntag vormittag. März. Die Luft frühlingsweich, erstes Sprossen auf den Beeten und in den Büschen.

Sie gingen durch die niedrige Pforte in Sprekelsens Garten, wo hinter der Lebensbaumwand noch die Schaukel stand. Sie wurde selten benutzt, wenn nicht Elsie mit einer Freundin sich an ihr zu schaffen machte. Das Gerüst war nicht mehr ganz auf der Höhe. Die Seitenbalken tief drinnen in der Erde morsch, und als Elsie sich auf das Schaukelbrett gesetzt, knurschten sie im Grund.

Na, du, wenn das nur noch geht", warnte Paul.

„Du Hase. Das ist so sicher." Sie stieß sich mit der Fußspitze ab. Paul trat hinter sie und gab dem Brett einen Stoß.

Auf und nieder ging das Brett. „Höher," rief Elsie, „höher. Fritz setzt einen ganz anderen Schwung dahinter."

„Es kann brechen, wenn der Schwung zu arg w—wird."

„Es bricht —" Das „nicht" blieb ihr in der Kehle stecken, denn im gleichen Augenblick gab es ein Krachen im Boden, der eine Balken neigte sich, die Schaukel schlug aus, Elsie schrie hellauf und sprang heraus. Da stand Paul, der sonst so Langsame, schon vor ihr, er hatte gesehen, wie der Balken sich senkte, sprang ab, sie flog gegen ihn, er stand noch nicht fest, da lag er gegen die Pforte und hielt mühsam das zierliche Ding so vor sich im Arm, daß der Fall und Stoß sie nicht traf.

(Fortsetzung folgt.)

Durst!

Skizze von **Freiherr Rüdt-Rüdenau.**

Den afrikanischen Winter, die regenlose Zeit — von Mitte April bis Mitte September — benutzt der Farmer zu weiten Ritten, um alte Bekannte zu begrüßen und das weite Land kennen zu lernen. So ritt ich eines Tages, wohlversehen mit allem Nötigen, von meiner Farm Rüdenau ab, um den Süden, vor allem die Kalahari, aufzusuchen.

Wohlgestärkt und ausgeruht ritt ich von der Station K. aus gen Osten, einer sagenhaften Wasserstelle in der Kalahari zu. Der Stationskommandant von K., ein alter erfahrener Sergeant, hatte erklärt: 83 Dünen genau nach Osten, gar nicht zu verfehlen. Nach sechs Jahren ununterbrochener Farmerarbeit in Südwest-Afrika ist man ja schließlich kein Greenhorn mehr, und doch sollte dieser Ritt mich auf eine Wie mag es daheim auf der Farm gehen, 500 km nordwerde.

Getreu den Erfahrungen aus früheren Ritten in unbekanntes Gelände hatte ich alles Entbehrliche auf Station K. zurück gelassen, um das Pferd zu entlasten. Nur Wassersack, Plattentabak und Streichhölzer, viele Schachteln Streichhölzer, die unvermeidliche Zählmaschine für das Dünengelände (nach Überquerung einer Düne wandert stets ein Streichholz von der rechten in die linke Rocktasche) und die treue Büchse nahm ich mit . . . Ich reite.

York, meinem Pferde, sagt der meist tiefe Sand wenig zu. Sein Mißfallen bekundet er durch häufiges Schnauben, wie er es sonst nur bei drohender Gefahr vernehmen läßt. Oder sollte er ahnen . . . ?

Eintönig ist die Landschaft: oben die Sonne am seit Monaten wolkenlosen Himmel, unten Sand, Dünen, nur teilweise mit spärlichem Gras bewachsen, kein Weg, keine Wagenspur, alles verweht.

So reite ich stundenlang immer der Sonne entgegen. Düne auf, Düne ab, ohne daß sich das Landschaftsbild wesentlich verändert. Die Gedanken wandern ihre Bahn. ab. So geht es bis Sonnenuntergang. Das Landschaftsbild wärts? Doch hier fand ich ja neue Heimat, neues Arbeitsfeld in goldener Freiheit, darum fort mit allen Heimwehgedanken.

Die Sonne nähert sich dem Mittag. Ich suche und finde zwischen den Dünen einen Platz, wo das Gras reichlicher steht, und sattle ab; York nimmt sein Sandbad und knabbert an den für ihn spärlichen Halmen. Die Kontrolle der Streichhölzer ergibt 45 Dünen; die gute Hälfte des Weges ist also zurückgelegt. Ich nehme mein kärgliches Mahl. Holz zum Feuermachen fehlt; so muß ich auf die alte liebe Padgewohnheit verzichten. Statt Kaffee werden nur einige Schlucke aus dem Wassersack genehmigt. Zum Abend werde ich ja an der Wasserstelle sein, wo sich das Wild sammelt: Da soll ein Festessen bereitet werden!

Die Pfeife brennt, verlöscht, ich döse . . .

Nach etwa drei Stunden wird gesattelt, es geht weiter; das ewig gleiche Bild: Düne auf, Düne ab, Düne auf, Düne ab. So geht es bis Sonnenuntergang. Das Landschaftsbild verändert sich nicht. Die kurze Dämmerung wird zum eingehenden Überlegen, zur Orientierung benützt; ich zähle 95 Streichhölzer; also verritten, allein in der Kalahari!

Eifriges Nachdenken ergibt: Ich bin zu weit nach Süden abgekommen, muß also nach Norden reiten, um an den Elefantenfluß zu gelangen. Mein Pferd und ich sind müde; genehmigen wir uns einige Stunden Ruhe; dann auf nach Norden.

Etwa um drei Uhr wache ich auf und sattle. Weiter geht es gen Norden. Zur Schonung des Pferdes wird der Ritt durch Gehpausen unterbrochen. Ausgeruht sind Roß und Reiter, aber nicht frisch. Wir müssen den Fluß erreichen und an die Wasserstelle kommen!

Die Sonne geht auf, in der Ferne scheinen Bäume zu stehen, mit frischem Mute darauf zu.

Der Fluß ist erreicht, doch enthält er kein Wasser; die Wasserstelle muß noch weiter nach Norden liegen. Die Aussicht stärkt die Energie. Um Mittag wird abgesattelt. Ich reiche York das letzte Wasser, viel ist es nicht, für mich bleibt nichts mehr. Was mich aber beirrt, ist: Nirgends zeigt sich eine Wildspur.

Wir gehen weiter, nunmehr längs des Flusses. Hier könnte die Wasserstelle sein, obwohl jede Wildspur fehlt. Der Pflanzenwuchs zeigt Wasser an, aber wo? Wie tief? Die Bäume sind grün, aber ihre Wasserwurzeln reichen oft 200 und mehr Meter hinab. Ich fange an, nach Wasser zu suchen: Ich grabe mit der Hand da, ich grabe dort. Wildspuren fehlen! Ich bin müde. — Durst — Durst! Ich schlafe. Fahre auf. Hier ist Wasser! Ich eile hin, grabe und finde Sand. Was tun? Der Puls geht rasend: Fieber. Ich überlege, will überlegen, sehe deutlich schönstes, klarstes Wasser und finde — Sand . . .

Die Nacht bricht herein. Nun heißt es, alle Energie aufbringen. Liegen bleiben heißt Tod, Tod in der Kalahari. Mich von meinem Pferd trennen? Sein Blut trinken? — Nie kam der Gedanke. Außer der Büchse kommt alles Sattelzeug mit dem sonst Entbehrlichen auf einen Baum, damit kein Raubzeug es erreichen und fressen kann.

So trete ich den Marsch nach Westen an, mein treuer York wie ein treuer Hund hinter mir mit tief hängendem Kopf. Es ist kein Marsch, ein Schleichen nur, aber Energie und Lebenswille peitschen mich vorwärts. Die weiten Sterne über mir, links das Kreuz des Südens mit dem „Kohlensack". Die Richtung ist richtig. Im Westen liegt Station K., verläuft die Pad von Windhuk nach Keetmannshoop, liegt als Rettung.

Wie oft falle ich? Weiter, nur immer weiter nach Westen.

Liegen bleiben, heißt Tod, heißt verdursten. York fällt.

Wo sind wir? Die Dünen habe ich nicht gezählt; die Parole heißt: „K. oder die Pad." Soll ich York den Gnadenschuß geben? Nein, sein Naturinstinkt läßt ihn vielleicht K. oder eine andere Wasserstelle finden. Soll ich bei ihm bleiben? Nein, weiter, immer weiter nach Westen. Ehe die Sonne hoch kommt, muß ich die Kalahari hinter mir haben.

Ich nehme Abschied vom treuen Gefährten, klopfe seinen Hals, hoffe auf ein Wiedersehen — und stolpere weiter, un-

mehr allein in der Kalahari. Noch stehen die Sterne über mir, sonst um mich Sanddünen. Ich breche zusammen. Der Körper ist ausgedörrt, die Muskeln wollen versagen. Liegen bleiben? Wie war es doch mit dem Oberveterinär der Schutztruppe in der Namib? Eine Kamelreiterpatrouille fand ihn nach sieben Jahren als Skelett. Die Wanderdüne, an der er sich zum Sterben niedergelegt hatte, war ein Mal über ihn hinweg gegangen . . .

Weiter, immer weiter.

Der Tag bricht an, und vor mir sind Dünen. Ich erklimme die nächste Düne und halte Umschau. Vor mir im Südwesten ist die Luft unklar. Dunst oder Rauch oder Staub? Ich muß mich zwingen, ruhiger zu werden, um genauer sehen zu können. Es scheint Staub von trekkendem Vieh. Wo es Vieh gibt, sind aber auch Menschen in der Nähe. Wo Menschen, ist Wasser, ist Rettung. Also, auf nach Südwesten!

Die Sonne geht auf: das Ohr glaubt Geräusche zu hören; neuer Mut, neue Energie beseelt den müden Wanderer. Die Rettung ist nahe. Wie lange ich noch schleiche? Wie weit der Weg noch ist? Für mich eine Ewigkeit!

Man kommt mir entgegen; das erscheint mir wie ein Wunder — sprechen kann ich nicht — und doch ein Hochgefühl: gerettet! Meinen treuen Genossen York finde ich matt, aber gesund; sein Instinkt hat ihn den kürzeren Weg finden lassen und sein Eintreffen in K. die Menschen mir entgegengeschickt.

Der geschwächte Körper verweigert noch auf Stunden die Annahme von Speise und Trank. Erst am Abend kann ich berichten.

In den nächsten Tagen holen zwei Hottentotten mein Eigentum vom Baum am Elefantenfluß.

Der liebe gute Onkel.

Humoreske von Ludwig Waldau.

Wie oft hatten mein Bruder, meine Schwägerin schon gebeten: „Komm doch und besuch' uns endlich mal!" Und immer wieder war nichts geworden aus dem versprochenen Besuch. Als sie aber das letzte Mal schrieben: „Die Kinder freuen sich so auf den lieben guten Onkel!", da wurde ich weich wie Butter. Kinder, herzige, niedliche Engelchen sehnten sich nach ihrem Onkel! Selige Freude durchströmte mein hartes Männerherz. Jetzt, jetzt mußte ich fahren, mochte es biegen oder brechen.

Es läßt sich nicht in Worte fassen, was ich empfand, als mich nach langer Bahnfahrt die drei Gören meines Bruders jubelnd umhalsten, mit Küssen fast erstickten und mich vor Liebe fast erdrückten. Ich glaube, ich hatte sogar nasse Augen! Und Bruder und Schwägerin schmunzelten nicht wenig.

Und dann ging's ans Auspacken. Als „lieber guter Onkel" hatte ich natürlich an alle gedacht: Die dreijährige Annelies bekam einen herrlichen Brummkreisel, der fünfjährige Fritzl eine blitzende Trompete und der neunjährige Max einen Indianerflitzbogen. Darob erhob sich ein Jubel, der die Wände erzittern machte. Aber dann: der „liebe gute Onkel" sollte zu gleicher Zeit Unterricht erteilen im Brummkreisel-Aufziehen, im Trompeteblasen und im Flitzbogenschießen, und als sich das als unmöglich erwies, versuchte man den „lieben guten Onkel" in drei Stücke zu zerreißen. Max renkte mir bald den rechten Arm aus, Fritzl zerrte aus Leibeskräften am linken und Annelies hing sich zeternd an meine Rockschöße. Erst einige wohlgezielte, väterliche Tachteln brachten wieder Ordnung in das Chaos und der „liebe gute Onkel" zog erst mal den Brummkreisel auf. „Hummmmmmmm!" summte das Ding unter dem Jubelgekreisch Anneliesschens los und gerade zwischen die Haxen Minnas, des dienstbaren Geistes, die eben auf einem Tablett einige Tassen Fleischbrühe aus der Küche ins Zimmer schaukelte. Bleiches Entsetzen faßte die Unschuld vom Lande, als ihr der Brummer surrend unter die Röcke fuhr, und schon war's geschehen: Sie stolperte und hoch im Bogen ergoß sich die fettige Fleischbrühe auf den Teppich, den Stolz meiner Schwägerin! — „Das ist doch nicht so schlimm!" versicherte mein Bruder. „Jeder Schaden läßt sich ja heilen!" Und also getröstet begann ich, Fritzels „ganz, ganz wildes Pferd" zu sein und er der Reiter mit der Trompete. Ich muß meine Rolle als wildes Pferd gar nicht so schlecht gespielt haben, denn Inspektors unter uns schickten herauf und ließen sagen: Eben hätte sich von dem Getrampel unten der Kronleuchter von der Decke gelöst und auf dem Tisch das ganze echte Meißner Service zerschmettert und das Trompetengetute verbäten sie sich ebenfalls sehr energisch! Da begann ich verlegen mit dem Schießunterricht. Max reichte mir den Flitzbogen und wie weiland Winnetou stellte ich mich kühn in Positur. „Siehst du, Max, so legt man an, so zielt man und so . . ." Es ist doch komisch, was Spiegelscheiben für eine magische Kraft innewohnt: Sie ziehen nicht nur junge Mädchen, sondern auch Flitzbogenpfeile an, unwiderstehlich! Es gab einen Krach und dann Splitter: Mein Pfeil war mitten im Vorsaalspiegel gelandet, trotzdem ich von der Zimmerschwelle genau auf die Vorsaaltür gezielt hatte! Max vollführte ob dieser meiner Treffsicherheit einen wahren Freudentanz. Sein Papa weniger: der meinte bloß trocken zu mir: „Na, du hast's ja dazu!" — Diese Versicherung beseligte mich nicht weniger, als das Schüsselchen Heidelbeerkompott, das mir Klein-Annelies dann beim Mittagessen auf die neue helle Hose kippte und ich war „aufrichtig betrübt", als ich schon am selben Tage „unbedingt und nur aus geschäftlichen Gründen" das Feld räumen, wieder abreisen „mußte".

Heute hat mir mein Bruder wieder geschrieben, die Kinder hätten schon wieder solche Sehnsucht nach dem lieben guten Onkel! Dem Briefe lagen auch drei Rechnungen bei: eine über einen chemisch gereinigten Teppich, eine über einen neuen Vorsaalspiegel und eine über ein echt Meißner Service und eine Kronleuchterreparatur. Nun, der „liebe gute Onkel" wird das alles bezahlen, er „hat's ja dazu"! Aber zu Besuch fährt er nicht wieder; so lieb und gut ist er denn doch nicht.



*** Greta Garbo von einem Massenmörder bedroht.** Die Sensation von Newyork ist ein Massenmörder, den man mit dem Düsseldorfer Mörder vergleicht. Seit sieben Tagen sind drei geheimnisvolle Morde auf sein Konto zu schreiben. Allerdings sind alle Opfer Männer. Der geheimnisvolle Verbrecher tötet sein Opfer durch einen wohlgezielten Revolverschuß und verschwindet. Offenbar hat man es mit einem Geisteskranken zu tun. Der Verbrecher unterrichtet jedesmal die Polizei über die Verübung der Tat und zeigt die Stelle, an der die Leiche des Ermordeten liegt, genau an. Im letzten Brief erklärt der unheimliche Mensch, daß er im ganzen dreizehn Personen zu ermorden beabsichtige. Er nennt sogar die Namen der Leute, die auf seiner Todesliste stehen. Darunter den Namen Greta Garbos, der er den Tod geschworen hat. Greta Garbo ließ sich darauf hin mehrere Detektive bestellen, die sie auf Schritt und Tritt bewachen. Die Polizei meint, daß der Mörder mit einem Patienten, der vor kurzem einem Irrenhaus entsprungen ist, identisch ist. Der Wahnsinnige soll ein Hühne von Gestalt sein und über Riesenkräfte verfügen.

*** Der rollende Tod.** Am 13. Juni 1900 geschah etwas sehr Merkwürdiges in Newyork. Eines der neuesten Fahrzeuge, genannt Automobil, wollte auf der Straße einen Telegraphenboten, der auf seinem Fahrrad saß, überholen. Die beiden Fahrzeuge stießen zusammen und sonderbarerweise fiel das Auto und nicht der Radfahrer! Das war der erste Autounfall in den Vereinigten Staaten, über den der „Newyork Herald" berichtete und daraus eine große Sensation machte. Und jetzt? Die Autogefahr in den Vereinigten Staaten wird der rollende Tod genannt. Laut statistischen Angaben sind im Jahre 1929 über 33 000 Personen auf den Straßen amerikanischer Städte, sowie auf den Landstraßen bei Autounglücksfällen ums Leben gekommen. Man könnte beinahe behaupten, daß es gefährlicher ist, in einem Kulturland zu leben als im Dschungel.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.